

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 6.

Fünfter Jahrgang.

9. Februar 1861.

Jugendliebe.

So ist es recht, ihr jungen Herzen!
So ist es brav, so ist es gut!
Wer wird die schöne Zeit verschmerzen,
Wo frisch das Leben, warm das Blut?
So ist es recht! — Nicht lange fragen:
Wer bist du denn? Wo kommst du her?
Wenn sie sich nur entgegenschlagen
Die Herzen, ei, was brauch't's dann mehr?

„O laß das Zweifeln, laß das Beben,
Verbürg mir nicht dein Angesicht,
Du bist ja doch mein Glück, mein Leben.
Ich liebe dich, ich laß dich nicht!“ —
Ich liebe dich! — Er hat's gesprochen.
Erröthend neiget sie das Haupt.
Die Wangen glüh'n, die Herzen pochen;
Das Wort — das Wort, es wird geglaubt.

Ich liebe dich — o Gruß der Gnade!
Du Himmelsklang, du Zauberlaut!
In dem sich meine Seele bade,
So lange sie das Leben schaut.
Was ist des Frühlings ganze Wonne,
Kommt er im Feierkleid herbei
Mit Blüthenkranz und Gold der Sonne
Wohl gegen einen Liebesmai?

Wie kam es nur? Wie ist's geschehen?
So fragen sie im Stillen sich.
Wir hatten uns doch nie gesehen,
Nun lieb' ich ihn, — nun liebt er mich!
Es ist ein Himmel aufgegangen
In ihrem Blick, in ihrem Gruß;
Sie halten bebend sich umfangen
Und auf der Lippe brennt der Kuß.

Nach, daß er welken muß und sterben
Der Jugendliebe grüner Baum!
Des Lebens Ernst zerbricht in Scherben
Die Schlösser, die gebaut ein Traum.
Ein Trost nur bleibt — um uns're Pfade
Webt milder Rosenschimmer sich.
Wir hören fern den Gruß der Gnade:
Ich liebe dich! Ich liebe dich!

L. J.

Das Jägerhaus.

Novelle von Moritz Reich.

(Fortsetzung.)

Schon schwammen die Berge im Dufte der Dämmerung, der gold'ne Abendstern glänzte über dem Jägerhause und der Mond glitzerte in den Wellen der Klause, als Heinrich mit Leonoren die Stufen hinaufsteigen im Begriffe waren; Leonore drehte sich aber plötzlich um, als zöge sie hinten etwas, ihr scharfer Blick entdeckte am Saume des Waldes eine Gestalt, welche einen langen Schatten im Mondlicht warf; sie wagte nicht einen Laut auszustößen. Heinrich, der ihr Stillstehen bemerkte, folgte der Richtung ihres Blickes, es bedurfte keines Wortes, auch er sah die Gestalt und lächelte: „Er ist's!“ Sie kam immer näher, jetzt entzündete sich im Hause ein Licht, eine Thüre ging auf, Schritte hallten im Vorhause, der Vater erschien an der Schwelle. Heinrich bewunderte die Geistesgegenwart Leonoren's, mit der sie sich schnell umwandte und so unbefangen als möglich „Guten Abend, Vater! Wir sind wohl zu lange geblieben?“ rief und ihm, welcher sich anstrengte, mürrisch auszufragen, beschwichtigend die Hand küßte und ihm mit ihren beiden Händen die Wangen streichelte.

„Schmeicheltag!“ brummte der Alte, „ich werde ein andermal andere Saiten aufziehen! Mit fremden Herren bis in die Nacht 'nein' rumrennen — schön das! Na, 's ist zum allerlehten Male geschehen!“

Das hatte der Gute freilich schon oft gesagt. Heinrich entschuldigte Leonore so gut es ging, mit der Schönheit des Wetters und der Herrlichkeit des Thales.

„Nicht wahr, Herr Controleur?“ fragte der Alte spöttisch; „ein prächtiges Thal, Herr Controleur! Lügen, Herr Controleur, impertinente Lügen! Was Controleur? Sie sind kein Controleur! Was sind Sie? Wer sind Sie? Hat's mehre Controleurs? Den wahren hab' ich soeben gesehen und gesprochen, Herr Negerle war mit ihm, dem hab' ich statt seines Herrn ein Kapitel von wegen des himmelschreienden Waldrains runtergeblättert, er war stummer als ein Fisch, und die Zähne klapperten ihm vor Respekt! Nun möcht' ich eine runde Antwort haben.“

„Erlauben Sie, Herr Waldmeister, daß ich Herrn Negerle früher sprechen darf, ehe ich Ihnen meinen wahren Titel und Stand entdecke, er wird Licht in die Sache bringen.“

„Auch gut, bringen Sie ihn her! Ich bin ihm ein Abendbrot und nota bene eine Flasche Bier schuldig für die Angst, die ich ihm eingejagt habe. Ein forscher Kerl, der Herr Negerle! Ha, ha, ha!“

Er ging lachend hinein in die Stube, Leonore folgte ihm, um ihn nicht mißtrauisch zu machen und ihn bei guter Laune zu erhalten. Ihr Herz pochte gewaltig, aber sie ließ es pochen und richtete den Tisch her. Juliane konnte ihr nicht recht in die Augen sehen, warum? das werden wir im folgenden Kapitel zugleich mit der Art und Weise erfahren, wie das Nachtmahl im Jägerhause ablief, zu welchem Heinrich Herrn Negerle holen sollte. —

3. Kapitel.

Edmund hatte hinter einem Stamme Alles mit angehört, was vor dem Jägerhause gesprochen wurde; er sah den Holzhändler mit Leonoren, freudig überrascht, et ahnte fast schon ihr Verhältniß, denn er kannte Heinrich und obgleich Leonore erst fünfzehn Jahre alt war, da er die Heimat verließ, auch sie — so eigen war sie schon in jenem zarten Alter gewesen. Groß war die Lockung, vorzutreten, an den Busen der Geliebten zu stürzen und alles Vergangene vergangen sein zu lassen; jeder Andere hätte es gethan im Vertrauen auf die gesunden Nerven der Waldfamilie. Nicht so Edmund; er fürchtete mit seiner Liebe allein zu stehen, beschämt Vorwürfe, oder was noch viel ärger, den Zwang anhören und ansehen zu müssen, mit dem man die Vorwürfe niederschluckte. Sein Hauptfehler war, daß er sich stets den einzig Edeldenkenden glaubte, daß er immer das Arge und Aergste voraussetzte, daher ihm schwer nahe, noch schwerer beizukommen war. Das wußte Heinrich; er hatte ihn zufällig in einer Gesellschaft in Hamburg kennen gelernt, wo er ihm eben durch seine stolze Zurückhaltung Interesse einflößte; er hatte sich an ihn gedrängt, wurde nur mit Mißtrauen empfangen, oft barsch behandelt, ließ sich aber in der Ueberzeugung, es wohne hinter dieser harten Schale eine Perle, nicht abschrecken und sah sich eines Abends, da sie miteinander einen Spaziergang machten, von freien Stücken von ihm in seinen Lebensschmerz eingeweiht, bekannt gemacht mit allem Detail seiner schönen Jugend, seiner männlichen Wanderjahre, seiner Abenteuer in Columbia. So nannte er, und nie anders, Amerika. Er wollte das Unrecht gut machen, das die Geschichte sich vom Americo Vespucci aufschwagen ließ. Nie hatte er aber nur ein Wort von Leonoren fallen lassen, weil er wußte, daß nur lebendige Anschauung, nicht lyrische Exclamationen ein wahres Bild geben; wiewohl er kein Vermögen besaß, sah er doch stets reich aus, schien auf noblem Fuße zu leben, nahm selbst von Heinrich nie ein Mahl an, wohnte gut, und was war er denn eigentlich? nicht mehr als ein Sprachmeister! Er war ein sogenannter Lebenskünstler, d. h. ein Mensch, dem das Leben Selbstzweck und würdig genug schien, daß man sich über jeden Schritt, den man darin thut, gewissenhafte Rechenschaft ablege; ein Aristokrat aus Prinzip, wiewohl

auch ein Seelenaristokrat, und hätte man ihn mit Heinrich vergleichen wollen, so hätte man gefunden, daß Heinrich aus schöner Natur, Edmund aus Tendenz handelte; daß jener die goldene Mitte, dieser das Extrem; jener männlich, dieser fast männlich; jener poetisch, dieser prosaisch war, wiewohl er vielleicht so reich an Gemüth wie Heinrich, aber nicht so harmonisch gestimmt war. —

Heinrich that, als ginge er nur vorüber und träfe nur zufällig auf den Freund: „Ei, ist das nicht Negerle?“ — Wiewohl Edmund einsah, daß man nur seiner Art zu Liebe Umwege machte, nahm er es geschmeichelt auf, es that seinem Stofze wohl, daß man seiner Schwäche sich bequemte, es erkreute seine Intelligenz, daß man so klug war, seine Natur richtig zu behandeln. „Sie hier, Heinrich?“ sagte er lächelnd; „seit wann?“

„Seit heute Morgen; Freund, wenn sie wüßten, was ich heute schon Alles erlebt! Ich habe ein Mädchen gefunden, wie es nur in der Dichtung noch lebt, ich liebe und werde geliebt.“

„So bald?“

„Die Liebe kennt keine Zeit, man sieht, man hört und ist gefangen. Der „verständige“ Mensch allein, der sogenannte Praktiker, muß seinem Mädchen erst in die Töpfe sehen, ob sie rein geschweert; in die Suppe, ob sie gut gekocht; in die Wäsche, ob sie nicht zerrissen — der vernünftige, der Seelenmensch hat Intuition, er sieht auf Einmal, was sich im Wechsel von Zeit und Ort auseinander legen wird, er glaubt Alles, weil er von Einem überzeugt ist, von der Weiblichkeit seiner Geliebten! Und ich bin es!“

Mit äußerer Gleichgiltigkeit, mit innerer Freude hörte Edmund seiner Schwester Lob aus dem Munde des insgeheim heißgeliebten Freundes: „Und ist sie auch so von Ihrer Männlichkeit überzeugt?“ frug er mit einer geheuchelten finstern Miene und sah Heinrich mit seinem geistvollen Auge überlegen an.

„Sie ist meine Braut!“ sagte Heinrich lakonisch und eine edle Röthe schönen Selbstbewußtseins bedeckte sein Antlitz.

„Und der Vater?“

„Wird sich gewinnen lassen!“

„Hat sie keinen Onkel, keinen Bruder?“

„Von einem unendlich geliebten Bruder sagte sie mir wohl, der aber in diesem Augenblick nicht zu Hause ist!“

„Erwartet man ihn?“

„Man ist besorgt um ihn, er bleibt gar lange aus!“

Heinrich schlug die Augen nieder, jetzt war Edmund ihm eine offene Erklärung schuldig, die er nicht erzwingen wollte; sie kam schöner freiwillig; lächelnd sagte Edmund: „Wenn nun der Bruder seine Einwilligung verweigerte!“

„Das wird er nicht — er soll sehr vernünftig sein!“

„Leonore ist arm!“

„Ei, Sie wissen ihren Namen?“

„Antworten Sie zuerst auf meine Frage!“

„Ich bin reich!“

„Ihr Onkel in Hamburg?“

„Soll einwilligen!“

„Wann soll Hochzeit sein?“

„Egbaldo Leonorens Bruder kommt!“

„Nun, also morgen!“

„Ist er da?“

„Er ist!“ rief Edmund und fiel dem Freunde zum ersten Male, von seinen Gefühlen überwältigt, um den Hals: „Heinrich, Du verdienst sie!“ — Aber, wie sich seiner Bewegung schämend, nahm sein Antlitz ein ironisches Lächeln an, als wäre das Alles nicht gar so ernst gemeint; „Böser Mensch, Du sagtest mir nichts von dem, was ich hier finden sollte!?“

„Hätten Sie's dann gefunden?“

„Du hast Recht! Ich soll Herrn Negerle holen!“

„Ich weiß es.“

„Ich habe mich heute Morgens als neuer Kontrolleur vorstellen müssen, da Dein Vater wegen des Waldes gegen den Hamburger zu sehr entbraunt war.“

„Zufällig traf uns der Vater im Walde, mich und den wirklichen Kontrolleur, er wollte es nicht glauben, daß er von Ihnen getäuscht wäre und ließ sich zu mir gegen den Hamburger heraus, als meinte er, mein Begleiter sei der Hamburger.“

„Und doch empfing er mich soeben schlecht und wußte es bestimmt, daß ich gelogen!“

„Da wollte er Ihnen nur auf den Zahn föhien!“

Da Edmund das brüderliche Du schnell wieder zurückgenommen und fortfuhr, ihn Sie zu nennen, mußte auch Heinrich zum alten Sie zurückkehren. „Nun müssen Sie mir aus einer schiefen Stellung heraushelfen!“ sagte er zu Edmund.

„Wie das?“ frug dieser.

„Sie überlassen mir es, Ihre Wiederkehr in das väterliche Haus vorzubereiten!“

Edmund willigte nur ungerne ein; dennoch war er damit nicht unzufrieden, da er dadurch das Recht erhielt, zu schweigen, und er schwieg so gerne! Er war Einer jener Menschen, welche hart erscheinen, weil sie ihre weiche Seite absichtlich verhüllen. Als sie sich dem Hause näherten und ihnen leuchtende Johanniskäfer voran flogen, sprang Leon aus seiner Hütte, bellte und riß mit aller Gewalt an der Kette. „Der kennt mich noch!“ sagte Edmund leise und krieg sehr langsam die Stufen hinauf, welche er vor sieben Jahren sehr schnell zum letzten Male herabgestiegen war. Alle harten Erfahrungen, die er seit damals gemacht, drängten sich an ihn heran; erst im Angesichte dieses Hauses erkannte er wehmüthig die ganze Veränderung, welche mit ihm vorgegangen; er fühlte sich krank, die Frische des Lebens glaubte er für immer verloren; er sah sich wie einen lebendigen Leichnam herumwandeln, den die Seinigen nicht wieder erkennen würden, und doch war Heinrich überzeugt, daß es dem armen Edmund nur an Familienleben, an warmer Atmosphäre fehle, daß er zu früh für seine liebevolle Seele in die kalte Welt hinausgestoßen worden war.

(Schluß folgt.)

Meeresleuchten im Golf von Neapel.

In einer längeren, der Berliner Akademie vorgetragenen Abhandlung des Herrn Professors Ehrenberg über das Leuchten und über neue mikroskopische Leuchtthiere des Mittelmeeres lesen wir folgende anziehende Schilderung seiner eigenen Beobachtungen im Golf von Neapel. — „Als ich im Jahre 1858 auf einer Reise in das südliche Italien mich in Neapel befand, nahm ich im August und September die Gelegenheit wahr, verschiedene Beobachtungen über das Meeresleuchten anzustellen. Leuchtete auch das Meer nicht immer bei jedem Ruderschlage oder in jedem Glase voll geschöpften Wassers, so waren doch einige mir dort vorgekommene Leuchtverhältnisse von der auffallendsten und herrlichsten Art. In andern und fast allen Fällen, wo ich Fucoiden vom Meeresboden entnahm, waren einzelne hell leuchtende Lichtpunkte im Dunkeln wahrnehmbar, die freilich oftmals leicht übersehen worden wären. In Neapel selbst war das Meer am 22. August so überraschend und in der ganzen Zeit meines Aufenthaltes daselbst leuchtend, daß es eine der anregendsten Erinnerungen meiner sämmtlichen Erfahrungen bildet und eine der freudigsten Ergänzungen meiner mich begleitenden Familie war. Schon vom Ufer aus, in den Promenaden der Stadt, an der Santa Lucia, erschien das Meer am späten Abend, während die feurige Lava in vieltheiligen Lichtmassen vom Vesuv her glänzte, stellenweis zuweilen hellaufleuchtend, und jeder Kahn, selbst in weiter Ferne, brachte durch das Rudern höchst intensive blühende Erscheinungen hervor, wie sie mir freilich aus früheren Erfahrungen an anderen Oertlichkeiten bekannt waren. Namentlich waren die Noctiluken-Schwärme in der Nordsee bei Ostende und Helgoland nahe vergleichbar, aber doch war mir die Erscheinung bei Neapel ausgedehnter und anregender als alle früher gesehenen. Ich wünschte die Ausdehnung des Meeres-Blühens entfernter vom Ufer kennen zu lernen. Wir Fremden mieteten daher zusammen am Abend eine Fischerbarke und ließen uns im Mondschein im Golf umherfahren bis nahe zur Punta di Posilippo. Das Resultat war, daß auf der ganzen Linie unserer Fahrt dennoch das Meer leuchtend blieb, nur waren die Intensitäten verschieden nach verschiedenen Strichen. Jede Bewegung des Wassers mit dem Ruder, das Kielwasser des Kahnes, jede, auch die sanfteste, kaum als Friction in Rechnung zu bringende Bewegung des Wassers mit einem Stocke, jede Handbewegung gab sogleich Millionen Funken, die so dicht beisammen aufblitzten, daß sie in einem zusammenhängenden Feuerscheine verschwammen. Ich hatte einen Schöpf- und Filtrir-Apparat, als einen an einen ansehnlich zu verlängernden Messingflab geschrobenen Beutel von Leinwand, mit mir genommen und filtrirte damit geschöpftes Wasser an verschiedenen Punkten. Die Leuchtsubstanz konzentrirte sich in dem Leinwandbeutel und das abfließende Wasser war lichtlos. Diesen so konzentrirten Leuchtstoff, welcher ohne Uebertreibung alle Mal geschmolzenem glühenden Metalle gleich,

nahm ich in kleinen Glasflaschen mit nach der Wohnung und stellte sofort in der Nacht noch die nöthigen ersten Untersuchungen mit 300maliger Vergrößerung an. Es ergab sich daraus, daß die ganze große Erscheinung augenscheinlich durch unberechenbar zahlreiche mikroskopische Thierchen der Gattung Peridinium ($\frac{1}{20}$ bis $\frac{1}{40}$ Durchmesser) gebildet wurde. Zwar gab es außer diesen durcheinander rollenden Peridiniën noch feinere unbewegliche Körnchen und hie und da eine Navicula; allein die Peridiniën waren offenbar überall da am massenhaftesten, wo die Lichtentwicklung im Wasser am stärksten war. Von massenhaften, der Lichtentwicklung adäquaten schleimigen Stoffen war nichts zu sehen. Ich habe die neapolitanische Meeres-Form als eine neue Art angesehen und sie Peridinium splendor maris genannt, da wir sie gleichzeitig mit den feurigen Lavaströmen des damals thätigen Vesars im Golfe das weite Meer erleuchten sahen."

Die Maulbeerbaum-Vase von Shakespeare.

Diese wunderschöne Reliquie, eine der größten Seltenheiten der Londoner „historischen Sammlung“ war einst das Eigenthum des großen Mimen David Garrick. Sie ist außerordentlich schön geschnitten, und stellt sowohl auf dem Deckel als am Boden Abbildungen der Früchte und Blätter des Baumes dar, aus dessen Holze sie angefertigt wurde. Um die Vase herum befinden sich eine Menge Charaktere des Dichters, und an der Spitze im Mittelpunkte des Deckels steht eine kleine silberne Statue, Garrick in dem Kostüme Richards III. darstellend. Die äußern Henkel und andere Verzierungen sind von Silber und vergoldet, ebenso wie das Innere der Vase, welches zwei Kannen Wein faßt; das Ganze ruht auf einem kreisförmigen, geschnittenen, sich drehenden Gestelle.

Daß der Dichter den Baum, aus welchem diese Vase gemacht wurde, selbst gepflanzt hat, ist nie bezweifelt worden. Ein noch lebender Alderman aus Warwick erzählt, daß er als Knabe zu New-Place in dem Nachbarhause Shakespeare's gelebt, welches während fast drei Jahrhunderten das Besizthum seiner Familie war, und daß die Ueberlieferung: der Dichter habe eigenhändig einen Maulbeerbaum gepflanzt, fest und beständig sich von Familie zu Familie bis auf unsere Zeit erhalten habe. Wahrscheinlich ist dieser berühmte Baum im Jahre 1609 gepflanzt worden, als Jakob I. in der Absicht, die Seiden-Manufakturen zu heben, einige Hunderttausende junge Maulbeerbäume aus Frankreich einführen, in England vertheilen und mit Briefen an die Friedensrichter und Obrigkeiten des Landes abgehen ließ, um das Volk zur Kultur eines so nützlichen und zierlichen Erzeugnisses aus dem Pflanzenreiche anzueifern, da es vor dieser Zeit nur sehr wenig Maulbeerbäume in England gegeben hatte.

Im Mai 1742 besuchte Garrick das Haus zu Strat-

ford am Avon und wurde von dem damaligen Besizer gastfrei unter dem berühmten Baume bewirthet. Zehn Jahre später kam Haus und Garten an einen Käufer, welcher gegen den Baum eine Abneigung aus dem Grunde fühlte, weil die vielen Verehrer Shakespeare's, welche letzteren besuchten, ihm Ungelegenheiten verursachten, so daß er ihn zum Verbrennen in Stücke hauen ließ. Glücklicherweise wurde dessen größerer Theil von einem Uhrmacher in Stratford gekauft, welcher ihn zu Büchsen, Bechern und andern Kleinigkeiten verwendend, eine schnelle und einträgliche Abnahme fand, indem auch Garrick sich aus den Ueberresten jenes Holzes die obenerwähnte zierliche Vase anfertigen ließ.

Literatur.

Staatsgrundgesetze der österreichischen Monarchie. 1 Bändchen. Wien 1861.

Unter diesem Titel erscheint bei F. Manz in Wien eine Sammlung, deren so eben ausgegebenes erstes Bändchen nicht nur alle auf die gesammte Monarchie sich beziehenden Staatsgrundgesetze (die pragmatische Sanction u. c.), sondern namentlich auch sämtliche Altensstücke enthält, die die Verfassung Ungarns bilden, und zwar in einer Vollständigkeit, wie sie bisher nirgends geboten wurde. Es ist dieß ein sehr verdienstliches Unternehmen, das bei dem billigen Preis (90 Nkr.) die weiteste Verbreitung finden wird.

Das österreichische Parlament. Wien, 1861.

Unter den zahlreichen Schriften, welche sich mit der Neugestaltung Oesterreich's beschäftigen, verdient die von der Verlagshandlung Zamarski & Dittmarsch in Wien herausgegebene: „Das österreichische Parlament“ einer besonderen Erwähnung. Der Verfasser erörtert vorzugsweise die Frage: wie der historische Constitutionalismus Ungarns mit dem verfassungsmäßigen Neubau der deutsch-slawischen Kronländer verbunden werden solle, und führt mit ebensoviel Originalität als Freimuth den Nachweis, daß eine Lösung derselben innerhalb der Grenzen des kais. Patentess vom 20. October 1860 unausführbar sei.

Die Valuta in Oesterreich und Vorschläge für den Uebergang zu einer festen Währung, von Ed. Strahe. Wien 1861, bei Zamarski & Dittmarsch.

Eine Schrift, welche gegenwärtig die allgemeinste Beachtung verdient. Der durch zahlreiche publizistische Arbeiten auf dem Gebiete der praktischen Volkswirtschaft rühmlichst bekannte Verfasser baut auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse: er will Emanzipation der Landes-Währung vom Staats- und Bank-Kredit und entwickelt die Möglichkeit, dieses Ziel rasch und ohne die vorläufig unmögliche Wiederaufnahme der Barzahlungen der Bank und Herstellung einer Metallgeld-Cirkulation zu erreichen. Es gereicht den Vorschlägen des Herrn Strahe zur besten Empfehlung, daß sie nach dem Urtheil eines in dieser Frage gewiß kompetenten Namens — des Herrn Finanz-Ministers selbst — als die „nütchternsten“ bezeichnet werden, die bis jetzt gemacht wurden, und daß „der darin vorgezeichnete Weg nach vielfach getheilter Meinung geeignet scheint, rasch zu dem vorgezeichneten Ziele der Herstellung einer festen Währung zu führen.“